



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Geschichten aus Korfu.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

seines sogenannten Königreichs Westfalen flogen auseinander und kehrten größtenteils unter ihre alte Herrschaft zurück. Der Rheinbund war thatsächlich zu Ende. Förmlich aufgelöst worden ist er niemals. Als Todestag dieser politischen Mißgeburt rechnet man am besten den 18. Oktober 1813; der Tod erfolgte unter dem Gebrüll der Geschütze der Völkerschlacht, welche die Macht des Korsen in Deutschland brach; zu weitem Formalitäten, wie sie sonst bei „anständigen Leichen“ üblich sind, fand man keine Zeit. Man hatte zu viel zu thun, die Wunden zu heilen, die der heilige Krieg geschlagen, möglichst viele von den Opfern zu retten, welche die Befreiung des rechtsrheinischen Deutschlands bereits erfordert hatte; man hatte zu viel zu thun mit der Vorbereitung auf die zahllosen Opfer, welche noch gebracht werden mußten, bis der Dränger und Treiber, der ewige Friedensstörer gestürzt war. Wer konnte an so etwas denken, so lange das blutige Würfelspiel des Krieges noch fort dauerte? Und noch lange, schwere Monate dauerte es, bis zum letzten male in diesem Kriege die preußischen Flügelhörner am Fuße des Montmartre das Signal bliesen: „Das Ganze avanciren!“, bis die preußischen Bataillone, unter denen sich auch die jugendlichen Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm befanden, dort beim Sturme auf den Montmartre und auf La Villette den schönen Vers bewahrheiteten:

In Siegesjubel, in Todesqual  
Bleibt „Avanciren“ das Preußen-Signal,

bis die siegreichen Fahnen mit dem schwarzen Adler über der bezwungenen Hauptstadt Frankreichs wehten, bis Friedrich Wilhelm und Alexander mit ihren Garden über den Eintrachtsplatz reiten und in den elyseischen Feldern ihre Helden mustern konnten.



## Geschichten aus Korfu.

**N**or drei Jahren erschien von Hans Hoffmann eine Sammlung Novellen: „Im Lande der Phäaken,“ die von allen Seiten als eine der vornehmsten Erscheinungen der neuesten Literatur anerkannt wurde. Kürzlich ist ein zweiter Band in derselben Landschaft spielender Novellen: Neue Korfu-Geschichten (Berlin, Gebrüder Paetel, 1887) erschienen,\*) die sich jenen ältern würdig anreihen und

\*) Warum nicht Geschichten aus Korfu? Die Zusammenfassung Korfugeschichten ist genau so garstig wie die jetzt beliebten Wörter: Goethebiographie, Pilotyschüler, Weimarloose, Italienreisende u. ähnl.

die den Kreis der Motive zu schließen scheinen, welche der Dichter seinem realistisch-romantischen Phäakenlande abzugewinnen imstande war. Die neuesten, vorläufig in Zeitschriften veröffentlichten Dichtungen Hoffmanns führen uns schon in eine andre Natur und zu einem andern Volke, sie geben damit auch Zeugnis von der Vielseitigkeit seiner poetischen Begabung.

Hans Hoffmann ist in Wahrheit eine künstlerische Natur von der Zehle bis zum Scheitel, an der man seine reine Freude haben kann. Schon sein äußeres Auftreten ist edel: man kennt von ihm nur seine Werke, diese sollen für ihn sprechen, er selbst hält sich bescheiden im Hintergrunde. Er strebt nicht nach dem künstlichen Ruhme, den befreundete Zeitungsredakteure schaffen können, er gehört keiner literarischen Zunft an und hat sich gerade dadurch eine stille Gemeinde von Liebhabern seiner Novellen geschaffen, die zwar langsam, aber umso wirksamer ihre weiteren Kreise in der Gunst der Nation ziehen. Nur aus den Widmungen seiner Bücher erkennt man, wo er seine Freunde sucht; den „Hexenprediger“ (zweifellos seine beste Dichtung) hat er seiner lieben Braut, die inzwischen seine Gattin geworden ist, gewidmet, die „Phäaken“ gleich dem Meister Gottfried Keller, und den neuesten Band dem Ästhetiker Vischer, der leider nur das Erscheinen des Buches nicht mehr erleben sollte.

Allen wahrhaft dichterischen Naturen ist es eigentümlich, daß sich in der Wahl, die sie aus dem Reichtume der Welt und der menschlichen Charaktere für die Darstellung in ihren Gedichten treffen, ein ihnen zumeist unbewußter Zusammenhang bemerkbar macht. Es ist in ihnen unbewußt eine Idee thätig — es pflegen mehrere solcher Ideen zusammenzuwirken —, welche die mannichfaltigen Bilder und Motive zu einem auf sich selbst beruhenden geistigen Organismus vereinigt. Das sind ihre Lieblingsmotive, Zustände oder Figuren, die unter den verschiednen Verkleidungen, in allen möglichen Veränderungen doch immer ihre innere Verwandtschaft verraten. Hat man jene Hauptideen erfaßt, so findet man das ganze Schaffen eines solchen Dichters merkwürdig klar und folgerichtig; man begreift, warum er gerade diese und keine andern Motive dichterisch ausgestaltete; es ist, als wenn man die Natur in ihm, wie sie selbstschöpferisch sich offenbart, belauscht hätte. Wie diese Beobachtung nur bei wahrhaft künstlerischen Persönlichkeiten möglich ist und umso schwieriger zu machen ist, je reicher, je großartiger und wandelbarer eine Persönlichkeit ist, so ist anderseits auch die Möglichkeit einer solchen Beobachtung eine Gewähr dafür, daß der betreffende Dichter wirklich original-schöpferisch ist, womit über das Maß und den Wert seiner Originalität allerdings noch kein Urteil gefällt ist (was sehr oft von den Kritikern übersehen wird).

Bei Hans Hoffmann ist eine solche Beobachtung für jeden aufmerksamen Leser leicht zu machen; sie ist aber deswegen von besondrer Wichtigkeit, weil es oberflächliche Leser und leider auch Rezensenten seiner Novellen giebt, die schnell fertig mit dem Urteil, ihn schon deswegen als einen Nachahmer Gottfried Kellers

bezeichnen, weil sich in der Tonart seiner Ironie und in seiner vortrefflichen Prosa die Verwandtschaft mit dem Staatschreiber von Zürich offenbart. Daß Hans Hoffmann die „Sieben Legenden“ und die „Leute von Seldwyla“ mit Nutzen gelesen hat, bestreitet er selbst nicht, er hat es vielmehr durch die „ehrfurchtsvolle“ Widmung an Keller offen bekannt; allein er hat auch ein Recht darauf, sich als ein Original, wenn auch immer in seinen wahren und nicht parteiisch verkannten Grenzen, gewürdigt zu sehen.

Auf ein solches Urphänomen in der Natur Hans Hoffmanns führt die erste Novelle des neuen Bandes: „Die Weinprobe,“ sofern man nur zum Vergleich die den ersten Band seiner Novellen „Unter blauem Himmel“ eröffnende Skizze „Der faule Beppo“ heranzieht. Das heitere Thema der „Weinprobe“ ist wieder die lasterhaft-göttliche Faulheit. Der venezianische Prälat Marsilio ist gleich ein Typus derselben. „Es ist keineswegs vernünftig — pflegte er zu sagen —, daß jedermann sich mit schwerer Arbeit abmühe und seine Kraft verzehre; denn jegliche Arbeit ist nicht um ihrer selbst willen gut und löblich, sondern um eines Zieles willen; wenn aber jedermann arbeitete und niemand wäre, der die Früchte dieser Arbeit genösse, so ginge sie ihres Zieles verlustig und wäre nichts als ein leeres Spiel, gleich dem Treiben der Kinder, die sich jagen und abhezen, ohne zu wissen warum, bloß um des Hetzens und Jagens willen.“ Marsilio ist das Muster einer kontemplativ genussfrohen Natur: vornehm, reich gebildet, guten Herzens, aber auch ein wenig eitel und für Schmeichelei sehr empfänglich, zumal wenn sie seinem (chimärischen) Fleiße gilt. Diese Art Trägheit ist aber nirgends so sehr zu Hause als gerade bei dem phäakischen Böcklein auf Korfu, dem auch er entstammt. Schon die Natur des Eilandes befördert diese bequeme Sinnesart; sie sorgt in reicher Fülle für die Bedürfnisse der Menschen; sie ist so üppig fruchtbar, daß die Korfioten sich nicht die Mühe zu geben brauchen, sorgfältig den Boden zu pflügen; die Ölbäume schütteln sie gemächlich zur Erntezeit, daß die reifen Oliven herabfallen; als lächerlicher Geizhals, als ein Esel geradezu erscheint ihnen derjenige, der sich die Arbeit auflädt, den Baum zu erklettern, um die letzten Ölfrüchte aus den Zweigen zu klopfen. Und noch von andrer Seite scheint die Natur der Trägheit der Korfioten Vorschub zu leisten: Korfu ist als Landschaft gar so schön! Im Grase unter dem Schatten der Ölbäume hingestreckt zu liegen, das Bild der üppigen Landschaft im goldigen Sonnenschein in sich aufzusaugen, ist ein herrlicher Genuß. Ein Narr, der dies nicht thut, jede reichere Seele muß sich dem Zauber dieser Herrlichkeit willenlos hingeben. Dies also ist das Thema der Novelle, welches mit reicher Kunst und köstlicher Grazie in einer heitern Handlung ausgetragen wird. Gleich einer wohlgestuften Tonleiter ordnen sich die Gestalten um die Trägheit und ihr Gegenteil als den idealen Mittelpunkt der Geschichte. Das ganze Dorf Gasturi auf Korfu wird durch den Besuch des Prälaten Marsilio in Bewegung gebracht. Er will ein herrlich schönes Mädchen

(seine eigne natürliche Tochter) mit guter Aussteuer demjenigen zum Manne geben, welcher im nächsten Herbst mit dem besten Weine aufwarten kann. Die Aussicht auf diese gute Partie spornet die bis dahin trägen Jünglinge Gasturis zur fleißigsten Thätigkeit an, und der Humor der Geschichte liegt darin, daß der kostbare Preis dieses Wettarbeitens das verkörperte Ideal süßer, träumerischer Trägheit selbst ist. Merkwürdigerweise versinkt gerade jetzt der wegen seines unerhörten Fleißes viel verspottete und deswegen auch ganz vereinsamte Artemisios in jene thatenlose Trägheit, die er bisher an seinen Landsleuten verachtete. Was ist der Grund dieser seltsamen Veränderung in Artemisios? Verschmäht er, der die besten Aussichten auf Gewinn hatte, die schöne und reiche Braut? Die schöne Marsilia ist selbst am meisten über diesen unbegreiflichen Umschlag verwundert, ja in ihrer verletzten Eitelkeit ist sie geradezu erzürnt über den „Gaidari,“ den Lastesel Artemisios. Die Wahrheit aber ist, daß der fabelhaft fleißige Mann nun etwas kennen gelernt hat, was ihn mit einem innigeren Glück erfüllt, als die frühere ruheloze Geschäftigkeit, daß er verliebt ist, verliebt in dieselbe Marsilia, um die sich das ganze Dorf bewirbt, daß aber ihn die Liebe — die wahre Leidenschaft — ganz verwandelt hat. Artemisios hatte vorher Marsilia, die er schon wegen ihres Rufes mißachtete, absichtlich nie sehen wollen. Der erste Anblick ihrer Schönheit jedoch hatte ihn berauscht: „Es war ihm zu Mute, als sei eine zweite Sonne am Himmel aufgegangen, welche die altgewohnte Begleiterin seiner Tagesmühen an Glanz und Wärme noch um ein Erhebliches übertreffe. Und auch noch in einem besondern Betracht gleich das neue Gestirn der Sonne: wie man in diese nicht voll hineinschauen kann, ohne lange Zeit nachher noch ihr Abbild im Auge zu tragen, für andre Gegenstände aber geblendet zu sein, so sah dieser einzig das Bild des schönen Mädchens überall vor sich herschweben; für alle die nützlichen Dinge aber, auf die er sonst geachtet, schien er blind geworden zu sein.“ Die Handlung gestaltet sich nun weiter so, daß Marsilia selbst den Weinberg des in träge Verliebtheit und Schwärmerei versunkenen Artemisios hinter seinem Rücken bestellt, sodas schließlich doch der Würdigste, eben der fleißige Artemisios, die Braut heimführt. Der Gedanke des Dichters ist klar der: es giebt zwei Arten von Trägheit. Die gemeine Faulheit, welche sich alle Früchte gemüthlich in den Schoß fallen läßt, dabei aber den geschwägigen Müßiggang liebt und ihn nur dann mit der Thätigkeit vertauscht, wenn ein sinnlich greifbarer und gemein nützlicher Lohn in Aussicht steht. Dagegen kennt der Dichter noch eine andre, edlere Art von Trägheit, welche die höchste Wirkksamkeit in sich birgt, und welche der Prälat im Gespräch mit dem Gaidari also preist: „Allein die Mitte zwischen Schlaf und Wachen, nämlich das Träumen, ist ein anmutiger Zeitvertreib.“ — „Ich kenne keine Träume (erwiedert der Gaidari vor seiner Verliebtheit, die ihn eires bessern belehren sollte), und wünsche sie nicht zu kennen; denn sie sind nutzlos und etwas Unwirkliches.“ — „Dann freilich magst du auch kaum verstehen, wie man

sogar auch im vollen Wachen und freiwillig sich die süßesten Träume vorgaukeln, wie man ruhend sich so herrliche Bilder vor die Seele zaubern kann, daß sie trotz ihrer lustigen Unwirklichkeit doch dem, welcher sie erzeugt, ein köstlicheres Glück gewähren als alle leibhaften Genüsse, die er mit seinen Händen greift! Nur ein andres Glück noch ist jenem gleich oder ähnlich, ob es schon ebenfalls nur halb etwas Wirkliches zu nennen ist, nämlich das sinnende Entzücken an den schönen Dingen der Welt um uns her, die uns zwar nach unserm Vorteil nichts angehen, aber doch unser Auge erfreuen, sei es nun der leuchtende Himmel oder das Meer oder ein Berg oder ein Baum oder ein Gemälde, das dieses alles nachahmt, oder auch ein lebendiges schönes Menschenbild.“

Man sieht, jene süße Trägheit, die Hoffmann hier (und so häufig auch in den andern Novellen) mit anmutvoller Heiterkeit schildert, fällt ihm zusammen mit dem Genuß der Schönheit überhaupt. Und was liegt näher, als anzunehmen, daß der Dichter bei diesem Motive von persönlichen Erlebnissen ausgegangen sei? Ist er nicht schon seinem dichterischen Naturell gemäß dieser nach außen hin träge scheinenden Kontemplation selbst am meisten zugeneigt? Und hat er nicht selbst oft genug den Schein wider sich gehabt, mit den gemein faulen Leuten vorwurfsvoll verwechselt zu werden? Hat ihn nicht dieser Hang zur sich selbst genießenden Träumerei in Streit mit den Forderungen der profaischen Lebensnot gebracht? Und haben ihn nicht die Erfahrungen, welche er so sammeln mußte, veranlaßt, so eindringlich als möglich über diese Dinge nachzudenken? Dieses Nachdenken führte ihn zur klärenden Erkenntnis, zur gerechten Beurteilung sowohl seiner selbst, als auch des allgemeinen Treibens der Menschen, und so ist ihm aus seinem ureigenen Wesen der Stoff zu seinen Geschichten erwachsen. Darin liegt seine wahre Originalität, und begreift man diese, so findet man auch den wesentlichen Unterschied zwischen dem Selbwylla Gottfried Kellers und dem Phäakenlande Hans Hoffmanns bald heraus. Die Phäaken sind durchaus nicht satirische Bilder. Hoffmanns Schilderungen von Land und Leuten sind von überraschender Treue. Sein dichterisches Gemüt hat sich von der korfiotischen Wirklichkeit so ganz befriedigt gefühlt, es lag eine solche Wahlverwandtschaft zwischen dem Dichter, dessen Wiege an der Ostsee stand, und dem lustigen griechisch-italienisch-slawischen Völklein auf Korfu, daß seine Phantasie mit Naturnotwendigkeit sich auf dem schönen Eilande einnisten mußte. Darum auch der tiespoetische Charakter dieser Novellen, die gleich fest auf dem wirklichen Boden verharren, wie sie, von gesunder Sittlichkeit getragen, ins Reich der Ideen hineinragen.

Die Schönheit nun, welche für Hoffmann von ihrer subjektiv-psychologischen und sittlichen Seite ein so fruchtbares Motiv wurde, verfolgt er auch in ihrer objektiven Erscheinung und deren Wirkungen. Die tragische Geschichte des „blinden Mönches“ von Paläostakrizza ist offenbar auf diesem Gedankengange entstanden. Es ist die Tragödie des übertriebenen und krankhaften Schönheitskultus, so

recht aus dem Geiste des Zeitalters der Renaissance herausgeschaffen, jener Zeit, die sich an der neu entdeckten Herrlichkeit der antiken Kunst bis zum Übermaß berauschte. Das Krankhafte an diesem Motiv und das historisch Bedingte in seiner Wahrheit dürfte nur manchem diese erschütternde Novelle verleiden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daß Hans Hoffmann die Geschichte als dichterischen Stoff in wahrhaft genialer Weise verwertet. Sie ist ihm nichts weniger als äußerer Dekorationsapparat; sie ist ihm auch nicht das aller Welt offenstehende Sammelbecken interessanter Anekdoten, Persönlichkeiten oder Ereignisse. Seine Fabeln sind in allen Fällen frei erfunden, aber er stellt sie immer in eine Zeit hinein, deren allgemeiner Geist für die Wahrscheinlichkeit der Vorgänge und der Charaktere spricht. Es hat alles eine harmonische, tiefdurchdachte Einheit in seinen Novellen, und dabei kommt ihm die glückliche geographische Lage Korfus zu statten, welche jederzeit den Ausblick auf die großen Strömungen der europäischen Kultur gestattet. Am liebsten wählt er die Zeit der Renaissance, aber die „Meraide“ spielt zur Zeit des griechischen Befreiungskrieges in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, der „Erzengel Michael“ zur Zeit Lionardos da Vinci, „Photinissa“ gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, wo die venezianische Republik, der Korfu politisch angehörte, ohnmächtig dahinsiechte, „Perikles, der Sohn des Xanthippos“, gar in der Gegenwart; in dem neuen Bande hingegen spielen alle fünf Erzählungen in den Zeiten vor, während und nach der Renaissance. Dabei bricht die Erinnerung an Vater Homer, an den listreichen, erfinderischen Odysseus und seine treue Penelope, an die keusche Königstochter Naukkaa, an den guten Alkinoos und seine lebensfreudigen Phäaken auf der seligen Insel Scheria, einem goldigen Sonnenstrahle gleich, immer wieder hervor. Man möchte sie als die Grundfarbe des ganzen historischen Kolorits bezeichnen.

Die Schönheit als elementarische Naturgewalt im Bunde mit der Sinnlichkeit hat Hoffmann in der kühnsten seiner Novellen, in der Tragödie „Die Gekreuzigten“ zum Vorwurf genommen. Der Sinn seines Unternehmens, der allerdings verwegen genug ist, ist allein der, körperliche Weibeschönheit und erwachende Sinnlichkeit mit reinen poetischen Mitteln und mit der Keuschheit des strengsten sittlichen Gefühls darzustellen; allein man hat dem Dichter Unrecht gethan, wenn man ihm in prüder Kurzsichtigkeit Neigung für geschlechtliche Motive zum Vorwurf machte. Wäre er, der sich auf künstlerische Form so meisterlich versteht, sonst mit solchem Nachdruck bemüht gewesen, die Schönheit und fleckenlose Unschuld seiner Alexandra hervorzuheben? Wie er im „Mönch“ die Tragik des übertriebenen Schönheitskultus vorzuführen suchte, so reizte es ihn, in den „Gekreuzigten“ den äußersten, den asketischen Spiritualismus des mittelalterlichen Christentums im Widerstreit mit der naiven, gesunden Menschennatur darzustellen, welche die Rechte der Sinnlichkeit geltend macht. Der Priester

Arsenios hat sich in zelosiger Frömmigkeit geschworen, sein junges Eheweib drei Jahre lang nach dem kirchlichen Trauungsakte nicht zu berühren. Kann er solch einen Schwur halten? Er vermag es nur durch fortwährende Kasteiung und durch seine dämonische Willensstärke. Sein jungfräuliches Weib aber ahnt das Unrecht, welches ihr Mann durch seinen Zelotismus an ihr begeht. Sie weiß allerdings nichts weiter davon; aber sie entdeckt an sich selbst die holde Weibeschönheit und begreift nicht, wie ihr Mann sie verachten kann. Da tritt in ihr Dasein ein schöner Jüngling. Seine glühenden Blicke verfolgen sie überallhin. Sie fühlt es, dieser Mensch schaut sie ganz anders an als ihr Mann, dieser Arsenios erkennt ihre Schönheit, wie sie selbst sich in unbelauschter Nachteinsamkeit beim Scheine des Mondlichtes im stillen Wasserspiegel gesehen hat. Sie fühlt ihre Ohnmacht jenen verlangenden Blicken gegenüber, und in der Not ihres einfältigen Herzens beichtet sie dem Gatten ihre Bedrängnis. Nun erwacht freilich in diesem Priester die Liebe zu seinem Weibe, aber mächtiger noch in ihm ist der Dämon der Rachsucht. In seinem Fanatismus hält er sich an das Bibelwort: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen.“ In teuflischer Weise rächt er sich, indem er das schöne Weib und ihren doch nur intellektuellen Verführer ans Kreuz schlägt. Dann geht er hin, übergibt sich dem Gerichte, das ihn als Lasterer des sterbenden Heilands auf dem Scheiterhaufen enden läßt. Vom Standpunkte des sittlichen Empfindens kann man gegen diese düster herbe Geschichte gewiß keine Bedenken erheben. Allein trotz aller Kunst in der Zeichnung des jungen, seine eigne Schönheit zufällig entdeckenden Weibes, welches dann instinktiv die Macht ihres schönen Körpers spielen läßt und sich so unselig das Schicksal bereitet, kann man sich nicht für die Erzählung erwärmen. Sie will uns nur als eine abstrakte Gedankendichtung erscheinen, sie beruht auf unwahrscheinlichen Voraussetzungen, der Ausgang ist peinigend, Alexandra ist nicht tragisch, denn die Moral des Priesters ist nicht die unsrige.

Aber das bisher verfolgte Grundmotiv der Schönheit erschöpft den dichterischen Originalcharakter Hans Hoffmanns noch nicht. Es ist noch ein zweites, nicht minder tief in seiner Persönlichkeit begründetes zu beobachten, das, mit dem ersteren vereinigt, ganz eigenartige poetische Schöpfungen hervorgerufen hat. Auch diesmal greifen wir auf die erste Novellenammlung Hoffmanns: „Unter blauem Himmel“ vom Jahre 1881 zurück. Dort ist eine rührende Geschichte: „Der blinde Checco“ erzählt. Für uns ist an dieser Geschichte von Bedeutung, daß Hoffmann mit ergreifender Kraft die Heilung des Knaben von seiner Blindheit schildert, und unvergeßlich sind uns die wenigen Seiten, auf welchen der Übergang Checcos aus der Nacht der Blindheit in die helle Erkenntnis dargestellt wird. Dieses Motiv ist typisch für viele Erfindungen Hoffmanns geworden, nur daß an Stelle körperlicher Blindheit ein dunkler geistiger Zustand tritt, der dann einer plötzlichen Helle weicht. Dieser Gegensatz

aber ist sein Liebling, und man geht gewiß nicht irre, wenn man auch dies auf ein im Leben des Dichters bedeutames Ereignis zurückführt. Man sieht auch ferner den Zusammenhang mit jenem ersten Motiv der trägen Traumhaftigkeit. Diese ist eben nicht immer träge. Energische Charaktere handeln auch in dunkeln Instinkten.

Auf die Gestaltung solcher leidenschaftlichen Traummenschen versteht sich Hoffmann vortrefflich. Der blinde Mönch, der nicht Herr über seine Gesichte werden kann, ist solch ein Traumwandler und Wolkengänger; Photinissa ist geradezu ekstatisch hellseherisch, in ihr wirkt der Glaube wahrhafte Wunder am lichten Tage. Beide gehen tragisch unter. Das Traumleben ist das Thema der stimmungsvoll erschütternden Novelle: „Die Neraide,“ in der mit großer Kunst an die Reste alten Heidenglaubens im korfiotischen Volke und an die zu süße Träumen einladende Natur des Landes angeknüpft wird. Der Mönch und Photinissa bezahlen es mit dem Leben, daß ihnen geistig der Staar gestochen wird. Die Neraide führt ein gebrochenes Dasein, seitdem sie sich mit Gewalt dem kurzen, berausenden Liebestraume entrisen hat. Heiterer und versöhnlicher führt der Dichter das Erwachen aus dem Traumleben mangelhafter Einsicht in den „Vier Büßerinnen“ durch. Auch diese anmutvollen Geschöpfe sind mit der betäubenden Mystik der katholischen Kirche, wie Photinissa, von Nonnen erzogen worden. Auch sie hassen weltliche Lebensfreude und wollen die Sünden des Vaters durch ein gottgeweihtes Leben sühnen. Allein das Schicksal hat es anders bestimmt: durch die Macht der Schönheit, durch die Kunst der Dichtung, zumal Ariostos, werden sie stufenweise aus ihren Träumen geweckt und der Gesellschaft wiedergegeben. Schade nur, daß Hoffmann sich in dieser Novelle eines allzu symbolisirenden und abkürzenden Verfahrens bedient; nach dem schönen Eingange entläßt er den Leser zwar geistreich angeregt, aber poetisch unbefriedigt. Den Weg der Erweckung aus traumhafter Verliebtheit in eine klar bewußte macht auch die schöne heilige Anastasia von Gasturi (im „Perikles“) durch: sie liebte mit aufrichtiger Frömmigkeit das Bild eines heiligen Johannes, der ihr photographirt einmal in die Hände fiel, bis sie die merkwürdige Erfahrung macht, daß dieser heilige Johannes kein anderer als der Schlingel Perikles ist, der dem Photographen Modell geseffen hat. Und gar die kindliche Puppenfreundin Zosima (im „Antikenkabinet“) macht, um zur rechten Erkenntnis über den Wert der Männer zu kommen, einen ganzen Erziehungskursus der sinnigsten und zugleich unterhaltendsten Art durch.

Das künstlerische Denken bewegt sich seiner Natur nach in Kontrasten. Auf diesem Wege ist die Gruppe jener in vielen Novellen Hoffmanns erscheinenden gewitzigten Zungen entstanden, die gar nichts Träumerisches an sich haben, sondern der Naivität der andern mit der berechnenden Schlaubeit weltkluger Menschen gegenüberstehen: so Manuel im „Erzengel Michael.“ Perikles in der gleichnamigen Novelle ist der entzückendste dieser Schlingel. Sie alle

haben ihr unsterbliches Vorbild in dem erfinderischen Besieger Trojas, dem vielgereiften, verschlagenen Dulder Odysseus.

Dies wäre in seinen Grundzügen der Charakter der „Korfu-Geschichten“ Hans Hoffmanns. Seinem berühmten Namensvetter Callot-Hoffmann steht er als der schönheitsstrunkne, von geklärt und vornehmer Lebensanschauung erfüllte Künstler dem in düsterer, oft genug fragenhafter Phantasie schwelgenden Romantiker gegenüber. Zu wünschen blieb nur, daß es dem lebenden Hoffmann gelänge, in einem umfangreicheren poetischen Werke zu zeigen, daß seine Kräfte im Wachsen sind, und daß sein poetischer Atem auch länger dauern kann, als es die kurze Novelle fordert.



## Mit der Diogeneslaterne.

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke.

### 4. Im Philosophenmantel.

#### Antiphon und Mikrophon.



Freund, reiche mir, die Ohren zu verschließen,

Das Antiphon;

Bei den Trompetenstößen der Reklame

Das Antiphon;

Bei dem Triumphgeschrei der Mammonsdiener

Das Antiphon.

Doch wo das Elend schüchtern Hilfe fleht,

Die Wahrheit um Erhöhung betteln geht,

Ein Herz, das liebt, verschämt sein Leid gesteht,

Kein Antiphon —

Ein Mikrophon.

#### Der Nervus rerum.

Bellona bringen wir die Ovation,

So blüht Avancement und Dotation.